

Gedenkstunde

anlässlich des Gedenktages für die Opfer von Flucht und Vertreibung am 20. Juni 2019 in Berlin

Festrede

– *Professor Dr. Aleida Assmann, Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels 2018*

Herr Bundesminister Seehofer,
Herr Bischof Guib,
Herr Bartsch,
Herr Professor Fabritius,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

wenn es eine Geschichte gibt, die es schwer hat, ihren Platz in der historischen Forschung, in öffentlichen Medien und im allgemeinen Bewusstsein zu finden, dann ist es das Schicksal von Menschen, die Flucht und Vertreibung erfahren haben. Woran das eigentlich liegt, dass diese leidvolle Erfahrung, die so viele Menschen – und wir haben es gerade eben wieder gehört – gemacht haben und weiterhin machen, im Rahmen der Erinnerungskultur – warum ist diese Erfahrung bisher weiterhin randständig geblieben?

Ein Grund ist vielleicht der, dass sich die Historiker mehr für Staatsmänner, Generäle und Soldaten interessieren als für die Zivilisten, die von Kriegen und ihren Auswirkungen betroffen sind. Für Flucht und Vertreibung gibt es auch keine herausragenden Daten im Geschichtsbuch, deshalb werden sie eher als Kollateralschäden betrachtet. Sie gelten als Neben- oder Nachwirkungen des Krieges. Diese Ereignisse sind viel zu diffus und ausufernd, um sie als eine zusammenfasste Geschichte behandeln zu können. Aber vielleicht und hoffentlich ändert sich das gerade.

Ein weiterer Grund dafür, dass diese Erinnerungen noch nicht wirklich in der Gesellschaft angekommen sind, könnte darin liegen, dass es sich hier um belastende Erinnerungen handelt, denen man sich nicht gerne stellt, obwohl sie inzwischen ein wesentlicher Teil von Lebensgeschichten geworden sind und im Familiengedächtnis weitergegeben werden.

Das wurde mir kürzlich wieder durch eine Bekannte klar, die eine ehrenamtliche Spezialistin für die Transkription deutscher Handschriften ist. Bei ihr gehen regelmäßig Hinterlassenschaften aus Familienarchiven ein, die sie dann für die Verwandten in lesbare Dateien verwandelt. Die bewegende Fluchtgeschichte, die sie gerade wieder abgetippt hat, durfte sie mir nicht zur Lektüre überlassen, weil für die Verwandten diese Erinnerung noch zu verstörend und noch zu intim ist. Veröffentlichung oder auch Teilhabe an diesen Dokumenten käme für die Angehörigen einer Art Enteignung gleich.

Der Bereitschaft, sich belastenden Ereignissen der Vergangenheit wieder zu stellen und diese auch zu kommunizieren – dieser Bereitschaft gehen oft lange Phasen des Vergessens und der Abwehr voran. Solche Latenzphasen finden erst ihr Ende, wenn sich von der Gegenwart aus ein Rahmen aufbaut, in dem das Ausgesperrte und Ausgeschlossene seinen Platz finden kann. Dafür schafft die Einrichtung dieses neuen deutschen Gedenktags für Flucht und Vertreibung ganz wichtige Voraussetzungen.

Dieses Kalenderdatum ist so sinnvoll, weil es Flüchtlingserfahrungen aus aller Welt verknüpft, ohne sie dabei zu vermischen.

Historischer Hintergrund

Wenn wir länger über die geschichtlichen Hintergründe von Flucht, Vertreibung und erzwungener Umsiedlung nachdenken, wird uns bewusst, wie andauernd und ununterbrochen die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts von diesen Erfahrungen begleitet war.

Sie wurden ja nicht nur von Kriegen ausgelöst, sondern auch von Friedensschlüssen. Nach dem Ersten Weltkrieg zum Beispiel wurden die Grenzen auf der Landkarte Europas neu eingezeichnet, was Millionen Menschen unfreiwillig in Bewegung versetzte. Nach Auflösung der alten multi-ethnischen Reiche entstanden nach dem Ersten Weltkrieg im Osten Europas neue ethnisch homogene Nationalstaaten, in denen nur noch eine Sprache gesprochen wurde und in denen nach einer langen gemeinsamen Siedlungsgeschichte Teile der Bevölkerung plötzlich als Minderheiten und Fremdkörper eingestuft wurden. Die politischen Umstürze haben dann dazu geführt, dass in einer Stadt wie zum Beispiel Lemberg/Lviv zwischen 1914 und 1945 das politische System sieben Mal gewechselt hat – oft mit desaströsen Folgen für die Bevölkerung.

Das Thema Zwangsmigration ist Teil einer verschränkten Gewalt-Geschichte, die unterschiedliche Bevölkerungsgruppen während des Krieges und nach Kriegsende zwang, ihre Heimat zu verlassen. Deportationen in Todes- und Arbeitslager, Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Umsiedler und Flüchtlinge waren die emblematischen Opfer jener Jahre. Bilder von Koffern, Schienen, Zügen, Transporten, Bahnsteigen und langen Flüchtlingstrecks sind die Ikonen dieser gewaltförmigen Bewegungen. Zunächst waren die Juden Opfer der nationalsozialistischen Rassenpolitik, später haben die Volks-Deutschen das Leid von Flucht und Vertreibung erfahren müssen.

In der Nachkriegszeit kam für die Erfahrungen von Holocaust, Krieg, Flucht und Vertreibung nicht die Stunde des Nachfragens und Erinnerns, sondern zunächst die des Vergessens und Beschweigens. Die Erfahrungen von Leid, Verlust und Trauma waren einerseits gleich verteilt und andererseits viel zu verschieden, um zusammenzufinden oder nebeneinander zu bestehen.

Deshalb war es zunächst leichter, von den unterschiedlichen Leiderfahrungen auf eine gemeinsame Zukunft umzuschalten. Alle Kräfte sollten vereinigt werden, um eine bessere Zukunft hervorzubringen, die die Gräueltaten des Krieges vergessen lassen würde. Adenauer richtete sich in diesem Sinne auch ausdrücklich an die Vertriebenen, für die er neuen Wohnraum schuf. Er sah sie dabei vorwiegend als Teil seiner erfolgreichen Integrationsstory. Im Aufwind des Wirtschaftswunders wurde das Trauma der Vertriebenen verdrängt. Die Betroffenen fanden mit ihren Geschichten lange Zeit kein Gehör in der Aufnahmegesellschaft.

Die Rückkehr der Erinnerung in Etappen

Tatsächlich dauerte es mehrere Jahrzehnte, bevor diese Geschichten, die die Betroffenen mit sich trugen, in die Bahnen einer gesellschaftlichen Erinnerung überführt werden konnten. Auf diesem Weg taten sich immer wieder Hürden und Hindernisse auf.

Seit 1950 konnten sich die Betroffenen mit der Charta der Vertriebenen als eine feste Gruppe innerhalb der Gesellschaft konstituieren. Während sie in der DDR aus politischen Gründen keine Anerkennung finden konnten, wurden sie in Westdeutschland im Rahmen eines umfangreichen „Oral-History-Projekts“ – übrigens das allererste seiner Art – gewürdigt und dabei aber auch gleichzeitig politisch instrumentalisiert.

Im Klima des Kalten Krieges stand dabei weniger menschliche Anteilnahme im Vordergrund als der Gewinn von Wählerstimmen. Noch Jahrzehnte später, als die Erinnerung an den Holocaust zurückgekehrt war, blieb die Erinnerung an Flucht und Vertreibung überschattet von einem Diskurs der Opferkonkurrenz und revisionistischen Interventionen, die die osteuropäische Nachbarschaft belastete.

Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung verblieb in Westdeutschland deshalb lange im kommunikativen Gedächtnis der Familien. Darüber wurde in engen Kreisen gesprochen, aber eine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Themen begann erst nach dem Fall der Mauer und der Wende zum 21. Jahrhundert mit einer neuen Welle von Romanen, Filmen und Sachbüchern. Neu an dieser Welle war, dass sich erstens Autoren der zweiten Generation wie Hans Ulrich Treichel einschalteten, dass zweitens Autoren von Weltruhm wie Günter Grass zu ihr beitrugen und dass drittens das Thema nun auch von Ausstellungen und Massenmedien und auch dem Fernsehen aufgegriffen wurde.

Zur Aufnahme der Erfahrung von Flucht und Vertreibung ins kulturelle Gedächtnis gehören neben Literatur oder Sachbüchern wie denen von Helga Hirsch, Filmen und Ausstellungen, aber auch historische Forschung. Andreas Kossert hat sich 2009 des Themas angenommen und diese Geschichte anhand von Quellen und Zeugnissen rekonstruiert. Er betont dabei den schmerzlichen Bruch, den es bedeutet, wenn Menschen, deren Familien zum Teil jahrhundertlang an demselben Ort gelebt und mit der Bevölkerung eng verbunden gewesen waren, plötzlich als Fremde und rechtlose Staatsfeinde eingestuft und zur Flucht gezwungen wurden, wobei sie zur Kennzeichnung zum Teil Armbinden mit einem N für Niemiec – Deutscher – tragen mussten. Jeder und jede, die eine solche Binde trug, repräsentierte unter diesen Bedingungen die verhassten Deutschen schlechthin und musste die Bürde einer kollektiven Geschichtsschuld tragen, die an ihnen vergolten wurde. All das geschah nicht, wie Bertrand Russell damals feststellte, „als Akt des Krieges, sondern einer vorsätzlichen Friedenspolitik“. Die, die den Fluchtweg nicht erreichten, wurden als ‚lebende Reparationen‘ zur Zwangsarbeit verurteilt. Der Pazifist Russell war einer der wenigen, die die ‚Potsdamer Protokolle‘ kritisierten und auf die damit verbundenen Menschenrechtsverletzungen aufmerksam machte. Für diejenigen, die nicht ausgegrenzt, verfolgt und vertrieben wurden, war die Alternative die Zwangsassimilation in Form einer Polonisierung oder Rumänisierung, die dann jegliche Spur von Abweichung unter Strafe stellte und ächtete.

Wer die gefahrenvolle Flucht überlebte, den erwartete damals am Ziel alles andere als eine Willkommenskultur. Das Repertoire der damaligen Reaktionen der Aufnahmegesellschaft weist schockierende Parallelen mit den heutigen Gegnern der Migration auf. Die Einheimischen stärkten ihren Zusammenhalt durch Ausgrenzung der Flüchtlinge. Ihnen wurde mit Spott und Schmäh und offenem Hass begegnet, die böartigen Parolen reichten von Neid und Überfremdungsangst bis zu dem zynischen Vorschlag, sie nach Auschwitz weiterzuschicken.

Begriffe wie ‚Trauma‘ und ‚Empathie‘ waren unbekannt in der Nachkriegszeit. Nach der Brutalisierung durch zwei Weltkriege herrschte ein Mangel an Empathie und ein starker Wille zum Wiederaufbau. In diesem Klima der Erschöpfung und Verbitterung trafen die Vertriebenen auf wenig Verständnis. Obwohl es sich damals um Deutsche mit derselben Kultur und Religion handelte, wurden die Ankömmlinge umgehend als ‚fremd‘ stigmatisiert und in alte feindliche Stereotypen gepresst. Jeder, der die heimische Sprache auch nur etwas anders betonte, wurde automatisch ausgegrenzt, wie der Historiker Lutz Niethammer aus eigener Erfahrung bestätigt. Überhaupt wurde der eingefleischte Rassismus unverzüglich von den Russen und den Juden auf die vertriebenen ‚Volksdeutschen‘ übertragen. Man sprach von ‚Überfremdung‘, und ‚Fremdherrschaft‘; die

Ostdeutschen galten als ‚artfremd‘ und wurden einer ‚Mulattenrasse‘ zugeordnet, man befürchtete den ‚Verlust des nordischen Charakters‘. Ich referiere hier immer noch Andreas Kossert.

Inzwischen wird die Erinnerung an Flucht und Vertreibung in verschiedenen künstlerischen Formaten präsentiert, sie wurde historisch aufgearbeitet und ist vor allem auch nicht mehr mit politischen Forderungen unterfüttert. Seither ist es endlich möglich, sich in Deutschland dem Leid so vieler Deutscher mit Empathie zuzuwenden, ihre individuellen Geschichten anzuhören, anzuerkennen und zu würdigen. Hinzu kommt die, schon vom Innenminister ins Spiel gebrachte, europäische Dimension. Heute pflegen junge Menschen der dritten und vierten Generation diesseits und jenseits der Grenzen persönliche Beziehungen zu den neuen bzw. alten Bewohnern von Orten der früheren Heimat und entwickeln dabei eine grenzübergreifende Erinnerung an diese gewaltsame Beziehungsgeschichte.

‚Touching tales‘ – unterschiedliche Erfahrungen von Flucht und Vertreibung

Einen wichtigen Blick auf die deutsche Geschichte von Flucht und Vertreibung gewährte mir aber vor allem eine Bekannte, die – sie lebt hier in Berlin – in den 1960er Jahren im Zuge der Arbeitsmigration selbst aus Jugoslawien nach Deutschland einwanderte und sich dann drei Jahrzehnte später bei der Aufnahme von Kriegsflüchtlingen des Balkan hier engagierte. Ich zitiere aus einem Brief von ihr:

„Während meiner Arbeit mit Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, wo in den 1990ern der erste europäische Krieg nach dem Zweiten Weltkrieg ausgebrochen war, haben wir (...) viel Hilfe von Deutschen bekommen, die selbst Vertriebene oder Ausgebombte waren. Von ihren eigenen Erlebnissen erzählten diese Menschen zögerlich erst nach mehreren Jahren. Ich habe in den 1990ern bei öffentlichen Auftritten auch darüber gesprochen, dass die Deutschen es als „Tätervolk“ besonders schwer haben, über ihr Trauma zu sprechen. Bei diesen Anlässen machte ich Bekanntschaft mit älteren Deutschen, die häufig sehr bewegt waren. Sie erzählten mir, das sei das erste Mal, dass jemand auch sie als Opfer des Krieges anerkannt hätte. Nach einer Veranstaltung hat sich eine vertrauensvolle und gute Zusammenarbeit mit Sibylle Dreher, der Vorsitzenden des Frauenverbandes im Bund der Vertriebenen, erschlossen. Wir organisierten gemeinsame Seminare, Kongresse, Vorträge, Begegnungen, Erzählungen.“

Soweit der Brief der Bekannten.

Sie machte mir auch klar, wie eng die Flüchtlingsgeschichten miteinander verknüpft sind. Denn mit der Ankunft von Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien wurden deren Erfahrungen in ganz Europa verbreitet. So, wie erst im Lichte eines neu wieder-entdeckten Traumabegriffs im Rahmen des Vietnam-Krieges das Trauma der Holocaustopfer sichtbar wurde, so wurde in Deutschland erst im Lichte der Schrecken des Jugoslawien-Krieges auch das Trauma von Flucht und Vertreibung auf neue Weise sichtbar. Erst Ende der 1990er Jahre – deshalb die Zäsur – nahmen sich viele Schriftsteller des verschwiegenen Themas der Leiden der Deutschen an und schrieben über diese schwere Zeit, die sie teilweise auch selbst erlebt hatten.

Der Trauma-Begriff, der ja erst seit 1980 als eine medizinische Diagnose zur Verfügung steht, hat unser Wissen über psychische Gewalt erheblich vertieft. Seit den 1990er Jahren gehören Fortbildungen über neue Einsichten der Trauma-Forschung zum Pflichtprogramm für Therapeuten. Eine tragende Rolle an dieser Entwicklung hatten jüdische Forscher aus USA und Israel, die nach Deutschland kamen, aber auch nach Jugoslawien und in andere Kriegsregionen der Welt reisten, um

traumatisierten Kriegsoptionen zu helfen. Ich denke an überragende Experten wie Hans Keilson oder Dan Bar On, von denen ich so viel gelernt habe.

Heute arbeiten Trauma-Therapeuten in allen Ländern der Welt; das tun sie aber erst seit ca. 25 Jahren. Für die deutschen Opfer von Flucht und Vertreibung stand dieses Wissen noch nicht zur Verfügung; aber für die Aufarbeitung ihrer Geschichte wurde es zentral und nicht weniger wichtig ist es für die heutigen Migranten.

Migration als unendliche und offene Geschichte

Flucht- und Migrationserfahrungen sind einmalig, deshalb sollte man sie nicht miteinander vermischen. Man kann sie aber miteinander verknüpfen, um ein tieferes Verständnis zu gewinnen und vom einen Fall für den anderen zu lernen. Deshalb möchte ich Ihnen hier noch etwas von der Forschung von zwei jungen österreichischen Historikern erzählen, die sich angesichts der großen Aktualität dieses Themas heute für frühere historische Beispiele interessieren und die Geschichte der Ungarnflüchtlinge in Österreich nach 1956 untersucht haben. Ihre Arbeit ist medizinhistorisch ausgerichtet, die Quellen sind Krankenakten von Geflüchteten und ärztliche Gutachten. Von Trauma war damals noch nicht die Rede. Die Historiker wollten herausfinden, welche psychischen Krankheiten Geflüchtete entwickelten und welche Behandlungen sie damals erfuhren.

Als besonders einschneidend wurde der Verlust der Würde durch soziale Degradierung erfahren, sowie – ganz wichtig – der Heimatverlust und das Gefühl der Entwurzelung. Als Flüchtling hat man zwar das Leben gerettet, dabei aber alles verloren: Identität, Status, Besitz, Mitwelt, Zukunft und meist auch Sprache und Kultur. Diese Verluste verursachen schwere Depressionen. Unter den Flüchtlingen war die Selbstmordrate um das Fünffache erhöht. Die Mediziner registrierten bei der Flucht-Erfahrung oft die kurze Phase – ich zitiere – „einer vorübergehenden Euphorie durch die Entlastung von aktueller Gefahr“, auf die dann psychische Schäden, bedingt durch eine lange Lagerexistenz, folgen konnten. Die Mediziner von damals, die sich nicht nur als Ärzte am Menschen, sondern auch als Ärzte an der Gesellschaft verstanden, fassten ihr Votum in folgenden Worten zusammen:

„Die einzig wirksame Therapie und Vorbeugung gegen diese Flüchtlings- und Entwurzelungsparanoia – wie man das damals nannte – liegt im menschlichen Empfang und im Angenommenwerden in einer schützenden Gesellschaft. Dies bedeutet, dass freie, lustvolle Arbeit, Verdienst sowie Schutz und Aufbaumöglichkeit für Familie und andere Intimgruppen geboten wird.“

Tatsächlich reicht die kurze Euphorie der Willkommenskultur nicht aus. Integration ist eine langfristige Aufgabe, die nicht nur nach ökonomischen Gesichtspunkten bemessen werden kann. Um wieder Hoffnung, Vertrauen – das Wort ist ja auch mehrfach heute gefallen – und eine gemeinsame Zukunft aufzubauen, braucht es – ich wiederhole es – „das Angenommenwerden in einer schützenden Gesellschaft“. Denn es hängt für unser aller Zukunft so viel davon ab, ob Flüchtlinge wie im Fall der deutschen Vertriebenen in diesem Land eine neue Heimat und Identität finden, oder ob sie als Ausgegrenzte und Zurückgewiesene ihr Dasein fristen. Wir alle sind Teil einer unabgeschlossenen Migrationsgeschichte, die immer neu weitererzählt werden muss, und wir sind es, die die Verantwortung dafür tragen, wie sie weitererzählt wird.